

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
Mai 2011
27. Jahrgang

FAMIA 2



verwöhnt

EDITORIAL



Ursula Vock

Wer verwöhnt ist, schätzt nicht mehr, was sie hat, sondern will immer mehr.

Sie lebt in einer Anspruchshaltung, die letztlich nicht befriedigt werden kann. Die gestellten Ansprüche sind masslos. Sie gehen über das hinaus, was gesund und vernünftig ist. So die negativen Assoziationen, die sich mit Verwöhnt sein verknüpfen.

Doch wie war das schon wieder? Frauen wollen nicht die Hälfte des Kuchens, sondern den ganzen Kuchen, oder gleich die ganze Bäckerei. Ganz schön anspruchsvoll.

In Zürich befasst sich dieser Tage die 5. Schweizerische Frauensynode mit dem Thema «Wert-Schöpfung». Frauen denken in der sogenannten Wirtschaftsmetropole Zürich nach über ein neues Verständnis von Wirtschaft, gerechtes Haushalten und nachhaltiges Investieren. Sie geben sich nicht zufrieden mit dem, was ist, sondern sie wollen mehr.

Frauen halten fest an der biblischen Verheissung von Überfluss, an einem «Land, wo Milch und Honig fliessen». Überfluss nicht im Sinn von Überdruss schaffendem Konsum, sondern als überfließende Fülle, die nicht rationiert wird und allen zugute kommt.

Dazu gehört das Anerkennen menschlicher Bedürftigkeit, wie sie auch im Wort verwöhnt erinnert bleibt. Die darin enthaltene Wonne bedeutet Verlangen, Lust, Freude, Genuss und hat wohl ursprünglich mit dem Suchen von Nahrung zu tun. Wenn Hausarbeit, Nahrungsmittelproduktion, Pflege- und Betreuungsarbeit als Grundlagen jedes Wirtschaftens gedacht werden, wird sichtbar, auf welche Werte eine Gesellschaft nicht verzichten kann. Wer immer

sie in Zukunft schaffen wird. Frauen wollen mehr – und sie schaffen damit ein Mehr.

Exemplarisch tut das in der Bibel die Frau, die Jesus salbt. Sie vernichtet mit marktwirtschaftlichen Augen gesehen Wert, indem sie eine horrend teure Salbe über den Kopf von Jesus giesst. Sie verwöhnt ihn völlig unnötigerweise und verschwendet kostbares Gut. Doch sie schafft damit einen unbezahlbaren Mehrwert. Sie macht sichtbar, was durch die bevorstehende Hinrichtung von Jesus vernichtet werden soll: die Hoffnung, dass sich das überfließende Leben weder von Gewalt noch Tod aufhalten lässt. Mit ihrer «schönen» Tat erweist sie sich als Mitschöpferin Gottes.

VERWÖHNT – GESEGNET – DANKBAR

Theologinnen aus drei Generationen erzählen

Aufgezeichnet von Moni Egger und Simone Rudiger

Oh, ich mag sie nicht mehr hören, die Verwöhnvorwürfe von allen Seiten. Wie die jungen Frauen heute verwöhnt seien, nachdem *wir* älteren ihnen sämtliche Türen aufgestossen haben. Oder aber, wie die älteren doch verwöhnt gewesen seien, damals, als sie sich ganz dem Feminismus hingeben konnten und nicht wie *wir* die Doppel- und Trippelbelastung auszuhalten hatten. Verwöhnt sind immer die andern. Oder nicht? Drei feministische Theologinnen aus drei Generationen erzählen.

NICHT VERWÖHNT – GESEGNET! RUTH EPTING, *1919

Was kommt Ihnen in den Sinn, wenn Sie das Wort «verwöhnt» hören? Hat das etwas mit Ihrem Leben zu tun? Als Frau, Theologin, Feministin?

Also, ich war sicher nicht verwöhnt in dem Sinn, dass mir alles zu Füßen gelegen hätte und ich es nur noch hätte aufzulesen brauchen. Nein, ich musste mir alles erarbeiten. Mein Vater und meine Brüder waren richtige Patriarchen. Ihrer Meinung nach war meine Bestimmung zu heiraten. Ich habe einfach von Anfang an gewusst, dass es so ist, und gelernt damit umzugehen. Alle Widerstände von Männerseite in meinem Werdegang als Theologin und Pfarrerin habe ich so gesehen: «Die sind halt wie meine Brüder», und ich habe diese Männer auch als meine Brüder genommen. Mich haben die Dinge, die bei uns zu Hause im Basler Missionshaus diskutiert wurden, von klein auf brennend interessiert. Das wollte ich auch, wollte mehr wissen, mehr erfahren. Ich konnte als Deutsche in der Schweiz keinen Beruf wie Kran-

kenschwester oder Lehrerin lernen; eigentlich wollte ich in die Mission gehen. Und studieren liess mein Vater mich damals nicht. So ging ich kurz vor Kriegsausbruch nach Berlin und kam ins «Burckhardthaus» (das YWCA-Zentrum) und zu einer theologischen Grundlage. Ich habe meine Zeit damals im Herzen der Widerstandsbewegung verbracht und die Bekennende Kirche aktiv miterlebt. In Basel schloss ich 1946 das Theologiestudium als einzige Frau meines Jahrgangs ab und wurde ordiniert. Nach 14 Jahren als so genannte Pfarrhelferin wurde ich zusammen mit zwei Kolleginnen 1960 endlich als Pfarrerin in die Ökolampadgemeinde gewählt. In den letzten Jahren meiner Berufsarbeit habe ich im Auftrag des Ökumenischen Rates der Kirchen das Ökumenische Forum christlicher Frauen in Europa (EFECW) mitbegründet und bin heute als dessen Ehrenpräsidentin immer noch viel unterwegs. Rückblickend hat mich das Schwierige – mein Leben, genau so wie es war – erst zu dem gemacht, was ich geworden bin. Das könnte man vielleicht schon verwöhnt nennen, dass das Leben selbst mich verwöhnt hat. Ich würde aber nicht sagen verwöhnt – ich war gesegnet! Heute, das habe ich erst mit etwa achtzig Jahren gemerkt, ist mir meine Familie ganz besonders wertvoll: meine Neffen und Nichten mit ihren Familien. Ich habe neun Urgrossneffen und -nichten! Sie verwöhnen mich, ja, so kann man wirklich sagen.

Wie haben Sie das im Vergleich mit Ihren Brüdern, Studien- oder Berufskollegen gesehen?

Auch sie waren nicht verwöhnt. Auch sie haben den Weg gemacht, den sie zu gehen hatten. Ich habe Gefühle wie Eifersucht oder Neid nicht gekannt, habe es nie bedauert, eine Frau zu sein. Ich wusste klar, welches Ziel ich hatte, und arbeitete darauf hin. Die Argumente der Männer waren immer wieder die selben, und die habe ich ja von klein auf gekannt, deshalb konnte ich damit umgehen. Auch Gefühle der Resignation und Hoffnungslosigkeit kenne ich kaum. Wir machen stetig weiter.

Welchen Eindruck haben Sie diesbezüglich von den heutigen jungen Theologinnen?

Ich glaube, sie fühlen sich nicht verwöhnt, für sie ist einfach vieles selbstverständlich. Und sie wissen oft nicht, was es gebraucht hat, dass all das, zum Beispiel, dass Frauen als Pfarrerrinnen gewählt werden können, möglich geworden ist.

Was tun Sie, um sich selber etwas Gutes zu tun, wie verwöhnen Sie sich selbst?

Ich esse etwas Feines, und am besten lade ich jemanden ein. Auf diese Weise kann ich mein internationales Leben weiterführen.

JA, ICH BIN VERWÖHNT! LI HANGARTNER, *1953

Was assoziiert du mit dem Wort «verwöhnt»?

Die ersten Assoziationen, die ich mit dem Wort «verwöhnt» verbinde, sind eher negativ gefärbt: Ich habe in meiner Kindheit gelernt, dass ein Kind verwöhnt ist, wenn es den Grossen auf dem Buckel rumtanzt, beim Essen nur

das rauspickt, was es mag, ein übervolles Kinderzimmer hat mit zehn Puppen und zehn Bären. Ich war als fünftes von sieben Kindern nicht verwöhnt mit solchen Dingen. Gegessen wurde, was auf den Tisch kam, die Kleider mussten von meiner grossen Schwester nachgetragen werden, und Spielsachen hatten wir ganz wenig für uns allein. Dafür war ich verwöhnt mit Spielspänli: Es war immer viel los in unserem Haus.

Und später als junge Frau?

Ich glaube schon, dass ich verwöhnt war. In dem Sinn, dass ich in einer höchst spannenden Zeit das Gymnasium besucht habe: Die Gesellschaft war durch die studentischen Unruhen in den 68ern aufgemischt worden. Wir jungen Frauen mussten uns zwar unseren Platz darin erkämpfen, links und feministisch vertrug sich damals noch nicht. Aber die Zeit war reif dazu, und wer etwas kämpferisch veranlagt war, konnte hier viele Chancen ergreifen und sich als Frau einen Platz im öffentlichen Leben erobern. Ich gehörte zu jenen Frauen, die die Türen, die unsere Vormütter geöffnet hatten, vollends aufrissen und neue Möglichkeiten vor

sich sahen und diese ergriffen. Ob verwöhnt das richtige Wort dafür ist? Irrendwie schon: verwöhnt mit Handlungsspielräumen, mit Perspektiven auch in Bezug auf ein neues Selbst- und Rollenverständnis.

Da haben es die heutigen jüngeren Frauen bereits wieder schwieriger. Sie müssen damit umgehen, dass einige der Türen wieder zugegangen sind, dass sie beruflich an die gläserne Decke stossen – von der wir damals überzeugt waren, dass es sie ein für allemal nicht mehr gibt – und dass viele gesellschaftspolitische Probleme wieder in den privaten Bereich geschoben wurden.

Wie war und ist das für dich als Theologin?

Wir haben uns damals an der Uni Fribourg Ende der Siebziger-, Anfang der Achtzigerjahre grosse Freiräume erkämpft, sowohl was den theologischen Stoffplan anging als auch in Bezug auf die StudentInnenpolitik. Die theologischen wie auch die kirchlichen Aufbrüche waren geprägt vom Aggiornamento – von den weit geöffneten Fenstern von Papst Johannes XXIII. In der von den Linken und befreiungstheologisch geprägten Basisgruppe fin-

gen wir Feministinnen an mitzumischen. Wir wollten nicht nur die Hälfte des Kuchens, nein, die ganze Bäckerei.

Also verwöhnt?

Ja, ich bin verwöhnt. Verwöhnt mit meiner Familie, die mir ganz viel bedeutet, verwöhnt von engen FreundInnen, die mich seit Jahrzehnten begleiten, verwöhnt in der Arbeit, wo ich ganz viel von dem tun kann, was ich im Leben als zentral erachte und das dazu noch mit Menschen zusammen, die mir wichtig sind. Mit vielen Frauen unterwegs zu sein, in dieser Zeit spannende Projekte miteinander auf den Weg gebracht zu haben, FAMA, FrauenKirche, Frauensynode und vieles andere mehr, das alles ist mir zur einer Heimat geworden. Bei Menschen aufgehoben zu sein, bei denen ich mich nicht verstellen muss, nicht besser sein muss, als ich bin, nicht gewitzter oder schlagfertiger oder fröhlicher oder intelligenter, das ist schön. Wenn das nicht verwöhnt ist!

Wen verwöhnst du?

Wenn er da ist, verwöhne ich gern meinen inzwischen 30jährigen Sohn. Und meinen Mann: Zeit haben miteinander, kochen, zusammen Rad fahren, in einem schönen Hotel übernachten. Und er verwöhnt mich mit vielen, oftmals kleinen Aufmerksamkeiten, die mir täglich das Gefühl geben, geliebt zu sein.

Hast du ein persönliches Verwöhnprogramm?

Nein. Oder doch? Es gibt ein paar Sachen, die zwar zu allererst Arbeit sind, sich dann aber als Verwöhnen herausstellen. Rudern zum Beispiel. Das braucht jedes Mal einen Effort, aber wenn ich dann auf dem See dahingleite, die Kulisse der Berge um mich, das Glitzern der Sonne, als würde ich auf einem Lichtstrahl fahren, fühle ich mich reich beschenkt. Natürlich gehört auch hin und wieder ein Gang in ein Bad dazu, eine Massage (viel zu selten!). Aber das kommt mir gar nicht als erstes in den Sinn. Viel eher noch dies: Bücher lesen können, Bücherregale voll mit schönen Büchern um mich haben, nicht nur mit nützlichen. Und: Mit einer Freundin eine Ausstellung besuchen, ins Kino gehen, zusammen essen, uns austauschen über das, was uns beschäftigt. Diese gemeinsame Zeit mit Freundinnen wird mir immer wichtiger.



**NICHT VERWÖHNT –
ABER EXTREM DANKBAR!
LIVIA WEY, *1978**

Bist du verwöhnt?

Als berufstätige Mutter zweier kleiner Kinder ist mein Leben im Moment anstrengend und fordernd. Natürlich, im Vergleich zu früheren Frauen stehen mir viel mehr Türen offen. Ich kann vieles wählen und selbst bestimmen. Und es ist für mich selbstverständlich, dass sich auch mein Mann um die Haus- und Erziehungsarbeit kümmert. Aber verwöhnt kann ich dem nicht sagen, dafür ist es einfach zu anstrengend. Aber extrem dankbar, das bin ich!

Wenn du an deine Ausbildung denkst? Du hast ja über Jus und Medizin zur Theologie gefunden.

Das waren alles Studienrichtungen mit grossem Frauenanteil. Aber jetzt fällt mir auf, dass ich erst im Theologiestudium so etwas wie Frauenförderung und feministischem Nachdenken begegnet bin. Vielleicht war ich in Luzern tatsächlich etwas verwöhnt: Die Anzahl Professorinnen ist hoch, und die feministische Theologie hat eine gewisse Selbstverständlichkeit. Das zeigt sich zum Beispiel daran, dass ich von einem ganz und gar nicht feministisch denkenden Professor auf die für mich beste feministische Literatur aufmerksam gemacht worden bin. Hier hat feministische Wissenschaft also einen ganz normalen, regulären Status. Auch mit der FrauenKirche Zentralschweiz waren wir jungen Studentinnen ein bisschen verwöhnt: Wir wurden mit sehr offenen Türen empfangen. Manchmal sogar so weit offen, dass uns gar nichts anderes mehr übrig blieb, als mitzumachen. Es war zwar schön zu merken, wie gerne wir eingebunden werden, aber es war für mich zu Beginn nicht ganz einfach, mich nicht eingenommen zu fühlen.

Du warst Pastoralassistentin, bist Mutter, arbeitest an der Uni als Assistentin und promovierst in Pastoraltheologie. Wenn du dich mit Frauen früherer Generationen vergleichst, bist du verwöhnt?

Nein, bestimmt nicht. Auch wenn ich sehr viel profitiere von der riesigen Vorarbeit der Frauen vor mir. Dass es so etwas wie Gemeindeleiterinnen heute selbstverständlich gibt, ist schon toll. Aber es bringt auch neue Probleme. Der Kampf mit den lauten Stimmen



und der grossen Frauensolidarität ist vorbei. Jetzt gilt es, im Alltag dranzubleiben. Es sind ganz kleine Schritte, ein recht einsamer und oft zermürbender Weg mit wenig sichtbaren Veränderungen. Ich erinnere mich daran, dass ich als Kind dafür gekämpft hatte, dass auch wir Mädchen im Gottesdienst ministrieren dürfen. Das Streiten hat sehr viel mehr Spass gemacht als das Ministrieren nachher.

Das Schöne ist aber, dass im Kontakt mit den Menschen in der Pfarrei die verhärteten kirchlichen Strukturen ganz in den Hintergrund treten. Hier habe ich oft erlebt, wie sich die Leute sehr gefreut haben, dass sie endlich mal eine Frau in der Seelsorge ihrer Pfarrei haben. Ich hörte aber auch Sätze wie: «Eigentlich gehören Frauen ja nicht in diese Funktion – aber du machst es gut.»

Wen verwöhnst du?

Zum Verwöhnen habe ich momentan kaum Zeit. Aber ich bin – typisch Frau (?) – die ausgleichende Kraft im Haushalt. Schau, dass es meinem Mann und den Kindern gut geht. Aber das macht mein Mann eigentlich auch. Mit dem Verwöhnen der Kinder ist das so eine Sache. Laut Erziehungsratschlägen darf ich die ja auf keinen Fall verwöhnen. Aber was Verwöhnen ist, darüber ändert sich die Meinung. Wie mich kürzlich eine ältere Frau mit Vincent im Tragetuch gesehen hat, sagte sie: «Wie schön habt ihr es heute, ihr dürft eure Kinder die ganze Zeit tragen. Uns hat man damals gesagt, dadurch würden sie verwöhnt.»

Wie verwöhnst du dich selbst?

Oh, das geht im Alltag kaum. Vielleicht, dass ich abends nicht gleich schlafen gehe, wenn die Buben im Bett sind. Dann brauche ich noch ein paar Minuten nutzlose Zeit, einfach zum Verplempeln. Ausserdem gönne ich mir eine nicht wirklich notwendige Akupunkturbehandlung. Da liege ich dann eine halbe Stunde – das tut sooo gut. Und auf eine Art werde ich ja auch durch das Zusammensein mit den Kindern verwöhnt. Ich geniesse es, wenn wir für hundert Meter zehn Minuten brauchen und ich zusammen mit Johann tausend wunderbare Kleinigkeiten entdecke. Aber wenn ich wünschen könnte, wiedermal ein Wochenende für mich allein, ohne auch nur irgendetwas zu tun – das wär schon schön! Ob mein Mann auch dabei sein darf? Ja klar, die Hälfte der Zeit. ■

Ruth Epting ist Ehrendoktorin der Universität Basel und eine der ersten ordinierten Pfarrerinnen der Schweiz.

Li Hangartner hat die FAMA mit gegründet und ist Leiterin der Veranstaltungsgruppe im RomeroHaus Luzern.

Livia Wey ist Theologin und Assistentin an der Professur für Pastoraltheologie in Luzern.

VERWÖHNBEGEGNUNGEN

Sein und Schein und neue Werte

Irma Graf

Ich schaue, dass es mir gut geht – wenn es mir gut geht, so hat das auch eine Auswirkung auf mein Gegenüber. Tönt ganz banal und ist einleuchtend oder etwa nicht? Ich hole Kraft aus meinem Gut sein!

WAS ZU «GUT» DAZUGEHÖRT

Was heisst gut sein? Ist es, dass ich meiner Nachbarin im Garten helfe oder mal auf die Kinder schaue? Ist es, dass ich mir was Gutes tue und eine Massagestunde so alle 2 Wochen buche? Und was heisst es, wenn ich schaue, dass es mir gut geht, wenn ich vom Sozialamt lebe oder gar Asyl beantragt habe? Ist dann eine Stunde Massage immer noch im wahrsten Sinn des Wortes notwendig? Oder darf ich nur in die Massage, wenn ich arbeite und einen Lohn verdiene? Weil ich es ohne Verdienst nicht verdiene, mich massieren zu lassen? Sondern dann faul und verwöhnt bin?

SCHEIN UND IRRTUM

Kürzlich unterhielten sich im Zug zwei Frauen über eine andere Frau, von der man wisse, dass sie nichts arbeite und dabei so gesund ausschaue und daher sicher auch was arbeiten könnte, aber die lebe von der Sozialhilfe. Das treibe uns Steuerzahlerinnen doch zum Wahnsinn. Ich kenne die Frau nicht, von der die Rede ist. Aber ich weiss, dass es viele Gründe gibt, gut auszusehen und trotzdem nicht arbeiten zu können. Seelische Krankheiten sind nicht sichtbar. Es ist besser wenn man ein Bein gebrochen hat und im Gips rumhumpeln kann. Damit sind einem Hilfsangebote sicher. Wenn ich aber in einer Depression bin, posttraumatische Belastungsstörungen mir einen beruf-

lichen Alltag verunmöglichen, ich vom Krankentaggeld leben muss (meist ist 80% des Einkommens versichert), dann, ja, dann ist der Alltag kein Honigschlecken. Ich denke an eine andere Frau, die mir in meinem beruflichen Alltag im Spital begegnete: Im Notfall wollte sie ihre Blessuren vom Treppensturz behandeln lassen – doch so kann man gar nicht von einer Treppe fallen, so sieht man aus, wenn man misshandelt wurde. Handabdrücke auf der Haut an unmöglichen Stellen kommen nicht von einem Sturz – aber die Frau hielt (hält) an ihrer Geschichte fest. Sie wollte und konnte sich nicht helfen lassen und erst nach gutem Zureden durften wir Fotos machen und so eine Dokumentation erstellen; für später – falls sie an der Geschichte was ändern wird.

VOR DEM URTEILEN

Warum kommen wir immer so schnell ins Urteilen? Warum ist die schwarze Frau gleich eine Ausländerin, die nicht arbeiten will, und der schwarze Mann ein Drogendealer? Das ist plakativ, aber die meisten Menschen ertappen sich irgendwann bei solchen Gedanken. Jüngere Frauen, die nicht arbeiten, sind faul – dabei fragen wir uns nicht, ob ihnen eventuell das Recht auf Arbeit gesetzlich verwehrt ist. Sehen wir dann solche Frauen irgendwo in einem Park lachend sich die Hände mit Henna bemalen oder einfach Nägel lackieren, so denken wir schnell mal «so schön möchte ich es auch haben, einfach dazusitzen und nichts tun». Aber ist Nägel anmalen verwöhnen, oder ist es ein Ablenken von der Sehnsucht nach Tradition, nach Heimat, nach Familie?

NEUE GEDANKEN DENKEN

Geben wir «verwöhnen» bei google ein, so kommen rund 4 Millionen Ergebnisse. Da fragt man sich, warum das so kompliziert sein soll? Lernen wir in Sachen Verwöhnprogramm neue Gedanken zu denken: Gehen wir doch einfach mal hin zur Frau, die wunderschöne Blumen züchtet, und fragen nach Setzlingen und Gartentipps. Und wenn das gut ging, machen wir einen nächsten Schritt: Wir fragen die Frau im Kebabstand nach ihrem Rezept für die Sauce. Wir fragen die Frauen im Park, ob wir uns dazusetzen dürfen und ob sie auch uns Nägel anmalen würden. So kommen wir in Kontakt mit andern Frauen. Und daraus ergeben sich neue Möglichkeiten.

MICH VERWÖHNEN LASSEN

Auf einer Reise in Marokko haben wir in einem Dorf einen Hamam gesehen und wollten uns da verwöhnen lassen. Wir konnten uns sprachlich jedoch nicht verständigen und zeichneten darum unseren Wunsch mit einem Stecken in den Sand. Und tatsächlich: Am anderen Abend rauchte es aus dem Kamin und die Frauen empfingen uns, verwöhnten uns im Hamam mit einer wunderbaren Massage, lachten, dass wir Europäerinnen nicht die Schamhaare rasiert hatten (inzwischen ist das aber bei uns eine Frage des Alters), und wir genossen einen wunderbaren Anlass. Keine Reiseführung hätte das auf diese Art organisieren können. Am kommenden Tag lachten die Frauen immer, wenn sie uns sahen, und bald wurde uns klar, dass inzwischen alle Frauen wussten, dass wir Europäerinnen nach ihrer Ansicht

recht unhygienisch die Schamhaare wachsen liessen! Kein Mann lachte, also blieb der Witz unter den Frauen. Das erstaunte und beruhigte uns!!! Und doch, undenkbar ... sowas bei uns in einem Schweizerdorf! Ich schaue, dass es mir gut geht, und dann geht es den andern auch gut.

ICH BIN – DU AUCH

Ein ander Mal habe ich mit einer Frau auf einem Feld in Rajasthan Sojabohnen geerntet. Kein Wort konnten wir miteinander sprechen und verstanden uns doch bestens. Sie in einem wunderschönen Sari, all ihren Schmuck trug sie an den Armen, Ohren und Händen – ich daneben in Trekkinghose, verschwitzt, ohne jede Anmut, langsam, mich bückend, ungewohnt in der Sonne zu arbeiten. Und doch verwöhnte mich diese Begegnung sehr – ich bin dankbar dass ich solche Begegnungen erleben kann und sehe einen tiefen Sinn von «ich bin – du auch». Nicht mehr und nicht weniger, aber das ganz im Hier und Jetzt. Unter diesem Aspekt könnte ich mir natürlich auch noch mehr «Verwöhnbegegnungen» hier zukommen lassen. Aber im Alltag habe ich die Zeit nicht dazu und ganz sicher auch nicht dasselbe Interesse. Immerhin: Wir haben hier im Rheintal jährlich ein Frauenbegegnungsfest mit reichhaltigem Buffet, das manchem Hotel Konkurrenz macht. Das sind wunderbare Momente – und im Alltag bleibt dann und wann eine kurze Begegnung auf der Strasse, ein Lächeln und das Wissen: Wenigstens einmal im Jahr sitzen wir am selben Tisch, und das ist mehr als nichts!

BEITRAG ANS VATERLAND

Eine ganz andere Form von sozialer Verwöhnung fand ich im Buch «Vagabundinnen» von Christina Thürmer-Rohr. Sie zeigt auf, wie die Frau geschichtlich für ihren Platz in der Männerwelt «bezahlt». Da geht der Blick auf den Zweiten Weltkrieg. Die Frauen in Deutschland wurden angewiesen, ihre Männer zu verwöhnen, wenn sie auf Heimaturlaub kamen! Denn Männer handeln und Frauen behandeln. Frauen haben ihre Wünsche dem familiären und nationalen Überleben geopfert, gaben ihre Identität hin – ein sinnloses Opfer. Einem Mädchen schrieb der Vater, es dürfe stolz sein, dass er am Geburtstag nicht bei ihr sei, so könne auch sie einen Bei-

trag an das Vaterland leisten. Bis das Patriarchat entmystifiziert war, dauerte es Jahre und es dauert noch immer. Die Frauen waren nach dem Krieg massgebend am Wiederaufbau beteiligt. Es blieb keine Zeit, um an anderes als den normalen Alltag zu denken. In einer solchen Zeit ist das Wort «verwöhnen» ein Fremdwort. Die Frauen waren nicht gewohnt, die Füsse nach getaner Arbeit mal hoch zu legen oder gar zu massieren. Heute ist das den meisten immer mal wieder möglich. Leider schleicht sich das Vergessen schnell ein und Zeitzeugnisse werden unter den Teppich gewischt.

WERT-SCHÄTZUNG

Wenn ich Synonyme zu verwöhnen suche so finde ich: verhätscheln, verzärteln, auf Händen tragen, auf Rosen betten, reich beschenken ... Die Arbeit ist getan – ich darf mir was Gutes tun. Ich darf im Liegestuhl liegen und ein Buch lesen, auch wenn rundum Mittagessen gekocht wird. Ich darf im Garten Blumen aussäen und mich an deren Farben freuen und den Salat auf dem Markt kaufen. Ich darf ein Brot backen, weil ich dazu Lust habe, und nicht, weil

es billiger wäre, das selber zu tun. Die Grillen zirpen und die Vögel singen. Sie nehmen keine Rücksicht auf ihre Umgebung. Sie singen um des Singens willen! Lernen wir davon und schaffen wir neue Werte. Wenn ich meinen Neidblick ablege und Menschen mit Wertschätzung anschau, dann kann eine Umwertung passieren. Dann kann ich um der Begegnung willen auf die Frau im Park zugehen, ihr meine Hand mit den nicht ganz sauberen Nägeln hinhalten und sie lachend um eine Henna-verzierung bitten. Während sie malt, erzähle ich ihr von meiner Familie, sie zeigt Fotos ihrer Kinder. Nach einer Stunde ist nicht nur meine Hand geschmückt. Wir beide wurden beschenkt. ■

Irma Graf, 1955, Sozialpädagogin, 2 erwachsene Söhne, arbeitete in der Heilpädagogik und im Strafvollzug, ist heute Leiterin des Beratungs- und Sozialdienstes am Kantonsspital St.Gallen.





ASCHENPUTTEL UND JOSEF

Von weiblichen und männlichen Aufstiegschancen

Julia Schöll

Fast ironisch erscheint aus heutiger Sicht der Beginn des Märchens *Aschenputtel* in der Version der Brüder Grimm mit seiner Konzentration der moralischen Botschaft: «Einem reichen Manne dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende heran kam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett, und sprach ›liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herab blicken, und will um dich sein.‹ Darauf tat sie die Augen zu, und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte, und blieb fromm und gut.»¹ Bald, so das Märchen weiter, fällt Schnee auf das Grab der Mutter, doch schon als die Sonne den Schnee wieder schmilzt, hat der Vater eine neue Frau und die Tochter eine (böse) Stiefmutter.

DAS GEGENTEIL VON VERWÖHNT

Das Mädchen, wie die meisten Märchenfiguren namenlos, wird nur über ihre Funktionen charakterisiert: Sie mutiert vom «Töchterlein» zum «Aschenputtel», nachdem sie von der Stiefmutter und deren verwöhnten Töchtern zur Magd degradiert wurde. Der Vater scheint sich diesem Prozess zu fügen: Der Text berichtet von keiner Stellungnahme seinerseits zugunsten der Tochter, der er mit dem ökonomischen offenbar auch das emotionale Kapital, die väterliche Zuneigung entzogen hat.

Auf die Weissagungen sterbender Mütter jedoch, so lehrt der Mythos, ist Verlass. Zwar zeitigt Aschenputtels Bereitschaft, «fromm und gut» zu bleiben, also die Bedingung zu erfüllen, an welche die Mutter sowohl den Bei-

stand Gottes als auch ihre eigene postmortale Fürsorge geknüpft hatte, zunächst keinen Erfolg. Langfristig wird (weibliche) Frömmigkeit und (weibliches) bescheidenes Wohlverhalten – wir erfahren ja von keiner Auflehnung Aschenputtels – jedoch belohnt: Aschenputtel gewinnt mit der Liebe des Prinzen und ihrer Heirat nicht nur emotionales Glück, sondern auch einen gesellschaftlichen Status, der sie über die ungeliebte neue Verwandtschaft erhebt. Umgekehrt wird am Schicksal der beiden verwöhnten Stiefschwestern deutlich, welche Strafe weiblicher Hybris droht: Nicht nur müssen sie sich auf Geheiß der Mutter die eigenen Füße verstümmeln, um sich körperlich in das Schema – hier das des Brautschuhs – zu fügen und die gesellschaftlichen Erwartungen zu er-

füllen. Sie werden auch am Ende von der ewigen Gerechtigkeit, vertreten durch zwei Tauben, noch blutiger bestraft: Die beiden vermeintlich romantischen Vögel hacken ihnen vor der Kirche, in der Aschenputtel endlich glücklich heiratet, die Augen aus. Wunden Aschenputtels Stiefschwestern eingangs als «schön und weiss von Angesicht» beschrieben, so ist diese Charakterisierung am Ende hinfällig. Der ästhetische Ruin ihrer Töchter scheint auch für die böse Stiefmutter Aschenputtels Strafe genug zu sein, ist der Marktwert der töchterlichen «Ware» somit doch endgültig verdorben.

DER VERWÖHNTE SOHN

Die moralische Bewertung männlicher Verwöhntheit ist hiervon gründlich verschieden, wie sich an einem anderen mythischen Narrativ, der biblischen Erzählung von Jakobs Sohn Josef, erweist. Josef erscheint im Text als ein verwöhntes Kind, ein Zustand, an dem sein Vater nicht ganz unschuldig ist, denn Jakob bevorzugt Josef ganz offen: «Israel liebte Josef unter allen seinen Söhnen am meisten» (Gen 37,3).² Als der junge Josef träumt, dass sich die Getreidegarben seiner Brüder, ja sogar die Gestirne, vor ihm verneigen, verbittet sich der Vater zwar solche Reden, doch es ist bereits zu spät: «Seine Brüder waren eifersüchtig auf ihn, sein Vater aber vergass die Sache nicht.» (Gen 37,11).

Jakob kann die Angelegenheit nicht vergessen, denn sie bildet den Ausgangspunkt der folgenden Ereignisse: Die Brüder werfen den verhassten Bruder in den Brunnen und überzeugen den verzweifelten Vater mit Josefs blutverschmierter Kleidung vom Tod seines Lieblingssohns. So wird Jakob, der lange um Josef trauert und am liebsten ins Totenreich hinabsteigen würde, um ihn von dort zurückzuholen, von Gott gründlich dafür bestraft, dass er den Erstgeborenen seiner Lieblingsfrau Rahel verwöhnt und seine Liebe nicht strikt nach den Regeln der genealogischen Ordnung verteilt hat, denn Josef rangiert in der Erbfolge hinter seinen Brüdern. Erst viel später hat Gott ein Einsehen und gönnt dem gealterten Vater ein Wiedersehen mit seinem tot geglaubten Liebling: «Als er ihn sah, fiel er ihm um den Hals und weinte lange. Israel sagte zu Josef: Jetzt will ich gern sterben, nachdem ich dein

Angesicht wieder sehen durfte und weiss, dass du noch am Leben bist.» (Gen 46,29f.). Gott gönnt Jakob, seinen Frieden mit dem Schicksal zu machen, zumal dieser eingesehen hat, dass er sich der patriarchalischen Genealogie zu beugen hat.

ABSTIEG ALS AUFSTIEG

Josef selbst hingegen wird für seinen verwöhnten Snobismus eigentlich nicht gemassregelt, im Gegenteil. Zwar wird er als Sklave nach Ägypten in das Haus des Hofbeamten Potifar verkauft, doch gelingt ihm von dort aus eine steile Karriere, besonders für einen mittellosen Migrant. Die Ursache dieses Aufstiegs benennt der Text klar mit Gottes Gunst: «Der Herr war mit Josef und so glückte ihm alles.» (Gen 39,2). Allerdings wird diese göttliche Gunst nicht näher begründet.

Gott erweist sich als ebenso ungerecht und parteiisch in seiner Liebe wie Jakob. So übernimmt er die führende Position in der langen Reihe der patriarchalischen Vaterfiguren, die Josef fördern, ihn verwöhnen und bevorzugen, da sie Gottes Segen in ihm erkennen. Diese Reihe reicht von Jakob und Potifar, der erkennt, dass unter Josefs Händen alles gelingt, über den Leiter des ägyptischen Gefängnisses, in dem Joseph nach der Denunziation durch Potifars Frau landet, bis hin zum Pharaon, der Josef zum Herrn über Ägypten macht.

MÄNNLICHE NETZWERKE

Die biblische Geschichte ist eine Mustererzählung über das Funktionieren männlicher Netzwerke. Josef, der Mittelpunkt dieses Netzes, ist verwöhnt und eitel, aber er achtet strikt die patriarchalischen Regeln, indem er etwa Potifars Frau, den «Besitzstand» seines Herrn, unangetastet lässt und ihren Verführungversuchen nicht nachgibt. Josef begeht somit den entscheidenden Fehler nicht, sich über das Gesetz der Väter zu stellen – im Gegensatz etwa zu seinem ältesten Bruder Ruben, der sich das Recht der Erstgeburt durch Sex mit der Magd seines Vaters (im Wortsinne) «verschertzt».

Zwar wird am Ende nicht Josef, sondern Juda derjenige unter Jakobs Söhnen sein, der das Erstgeburtsrecht weiterträgt und somit die Genealogie der Patriarchen Israels fortführt. Doch als Jakob auf dem Sterbebett seinen Segen auf die Söhne verteilt, verweilt er am

längsten bei Josef und lässt ihm den umfassendsten und poetischsten Segen zukommen: «Gott, der Allmächtige, er wird dich segnen mit Segen des Himmels von droben, mit Segen tief lagernder Urflut, mit Segen von Brust und Schoss. Deines Vaters Segen übertrifft den Segen der uralten Berge, den man von den ewigen Hügeln ersehnt. Er komme auf Josefs Haupt, auf das Haupt des Geweihten der Brüder.» Der anstrengenden Sorge des Patriarchentums enthoben, zugleich jedoch geweiht mit göttlichem und väterlichem Segen, führt Josef in Ägypten ein angenehmes luxuriöses und vor allem auch langes Leben. Womit der Junge das verdient hat, lässt der Text im Dunkeln.

WEIBLICHE UND MÄNNLICHE KARRIEREN

Immerhin erkennt Josef am Ende als Ziel seiner Karriere in Ägypten die Sorge um den Clan und die Gemeinschaft, wie er den Brüdern erklärt: «Denn um Leben zu erhalten, hat mich Gott vor euch hergeschickt.» (Gen 45,5). Heiligt dieser Zweck aber die Mittel, so erscheint es auch als legitim, sich auf dem Weg nach oben Feinde zu machen, wenn am Ende das Ergebnis stimmt.

Die beiden paradigmatischen Erzählungen von Aschenputtel und Josef, von weiblichem und männlichem Aufstieg, bestätigen letztlich das Klischee, dass Verwöhntheit der männlichen Karriere durchaus dienlich, der weiblichen Karriere eher abträglich ist – ein Klischee, mit dem sich nicht zuletzt jene Frauen immer wieder konfrontiert sehen, die sich heute im Karriere-Coaching die eigene Bescheidenheit mühsam abtrainieren. ■

¹ Zitiert nach der Ausgabe: Grimms Märchen. Ausgewählt und mit einem Kommentar versehen von Heinz Rölleke, Frankfurt/Main 1998, S.37.

² Hier und im Folgenden zitiert nach: Die Bibel. Altes und neues Testament. Einheitsübersetzung, Freiburg/Basel/Wien 1995.

Julia Schöll, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Bamberg. Ihre Habilitationsschrift verhandelt den Zusammenhang von Ästhetik und Ethik in Literatur und Philosophie um 1800.

WIR ODER SIE?

Verwöhntsein in verschiedenen kirchlichen Kontexten

Esther Imhof

PROLOG

«Il ne faut pas comparer» (man soll nicht vergleichen) – das hat mir meine bulgarische Freundin Boriana beigebracht, als ich zwanzig war. Wir hatten uns in einem Freiwilligeneinsatz von Service Civil International auf einer Alp im Wallis kennengelernt. Danach besuchte ich sie in Bulgarien, sie mich mehrmals in der Schweiz. Sie reiste immer per Autostopp, alles andere wäre zu teuer gewesen. Als wir einmal zusammen in die Berge reisten und abends auswärts assen, wollte sie für uns beide bezahlen. Der Betrag für zwei Teller Spaghetti entsprach etwa einem halben durchschnittlichen bulgarischen Monatslohn. Als ich mein Unbehagen äusserte und sie am Bezahlen hindern wollte, sagte sie diesen einen Satz: «Il ne faut pas comparer.» Ich verstand. Sie bezahlte.

BIN ICH VERWÖHNT?

Ich bin eine schweizerische Theologin mit einer bisher recht geradlinigen und problemlosen Laufbahn: Wuchs als Pfarrerstochter auf, studierte reformierte Theologie, empfing nach dem Vikariat die Ordination zur Pfarrerin, schloss ein Doktorat in Ethik an, bin mit einem reformierten Pfarrer liiert, mit dem ich eineinhalb Kinder habe, und leite seit letztem Sommer das Zentrum für Migrationskirchen in Zürich. Bisher hatte ich noch keine Lust auf ein Gemeindepfarramt, habe aber volles Vertrauen darin, dass ich jederzeit eine Pfarrstelle nach meinem Gusto finden könnte, selbstverständlich gut entlohnt und inklusive tollem Pfarrhaus. Bin ich verwöhnt? Dass mir die FAMA-Redaktorinnen eine Antwort auf diese

Frage zumuten, liegt an meiner Vertrautheit mit kirchlichen Realitäten Westafrikas. Ich habe im Anschluss ans Vikariat ein Jahr am theologischen Seminar der Presbyterian Church of Cameroon (PCC) unterrichtet und für meine Doktorarbeit acht Monate in einem Dorfentwicklungsprojekt der Kirche der Geschwister in Nigeria (EYN) Feldforschung betrieben. Somit kann ich die berufliche Realität einer Theologin in Westafrika mit der meini-gen vergleichen und mich und meinesgleichen entweder des Verwöhntseins schuldig sprechen oder uns die Absolution erteilen.

NIGERIA

Versetzen wir uns in die EYN-Kirche in Nordostnigeria, ist der Spass des Vergleichens schon fast vorbei. Pfarrerrinnen gibt es dort nämlich bis zum heutigen Tag keine. (Wie hat es Prof. Daphne Hampson in einer Vorlesung in St. Andrews einmal auf den Punkt gebracht? «Ich konnte nicht anglikanische Priesterin werden. Nicht, weil ich nicht gut predigen konnte. Nicht, weil ich keine gute Seelsorgerin war. Nein, weil ich keinen Penis hatte.») Meine nigerianische Freundin Safiya ist eine wunderbare Theologin mit Herz, Hand und Kopf. Trotz Doktorat hat sie in der EYN-Kirche wenig berufliche Chancen. Als Frau kann sie nicht zur Pfarrerin ordiniert werden, als unverheiratete Frau, die sich um AIDS-Prävention an christlichen Sekundarschulen bemüht, ist sie zudem moralisch suspekt. Ob sie wie viele andere fähige afrikanische Theologinnen einmal im ÖRK in Genf oder in einer anderen internationalen Organisation arbeiten wird, weil ihre eigene

Kirche ihr keine berufliche Entfaltungsmöglichkeit gibt?

KAMERUN

Die PCC in Kamerun hat Pfarrerrinnen, Gott sei Dank! Die erste Frau wurde in der PCC 1971 ordiniert. Unterdessen machen sie einen Viertel der Pfarerschaft aus. Ein geflügeltes Wort unter den Frauen lautet: «What a man can do, a woman can also do – and even better!» Zum Glück ist es so, denn eine Pfarrerin muss ihre Arbeit auch besser machen. Es gilt tendenziell immer noch: Wenn eine Pfarrerin einen Fehler macht, dann, weil sie eine Frau ist. Wenn sie etwas gut macht, dann, obwohl sie eine Frau ist. Ausserdem hat sie schlechte Chancen auf dem Heiratsmarkt, was ein grosses Problem darstellt, da unverheiratete Frauen in afrikanischen Gesellschaften einen schweren Stand haben. Eine weitere schwierige Realität des Pfarrberufs teilt sie mit ihren männlichen Kollegen: Welche Stelle sie übernimmt, bestimmt Mutter Kirche, bzw. deren männliche Führungsgremien. Hat sie Pech, wird sie in ein abgelegenes Dorfgeschickt, in der Regenzeit kaum erreichbar, ohne Elektrizität und mit schlechter Gesundheitsversorgung. Der im Vergleich zu Staatsangestellten niedrige Lohn reicht nicht aus für den Lebensunterhalt. Dafür stellt ihr die Kirche ein Stück Land zur Verfügung, das sie bewirtschaften kann. Bewährt sie sich oder hat genügend Vitamin B, wird sie nach fünf Jahren an einen grösseren Ort mit besseren Lebensbedingungen versetzt. In diesem Punkt ist die Zugehörigkeit zum «schwachen» Geschlecht für einmal ein Vorteil: Die unwirtschaft-

sten Gegenden werden jungen, unverheirateten Pfarrern zugemutet.

ICH BIN VERWÖHNT!

Wer nicht von seltsamen romantischen Vorstellungen vom Glück eines armen und/oder fremdbestimmten Lebens befallen ist, hat wohl ihr Urteil schon gefällt: Wie verwöhnt oder – um den moralischen Unterton dieses Wortes zu vermeiden – wie privilegiert bin ich als reformierte Theologin in der Schweiz in Bezug auf Gleichstellung, berufliche Wahlmöglichkeiten und materielle Sicherheit! Dass dem so ist, schleckt keine Geiss weg. Dennoch drehe ich den Spiess um. Ein Grund, warum ich bisher nicht Gemeindepfarrerin geworden bin, sind meine ständigen inneren und äusseren Kämpfe um die Relevanz des Christentums in unserer Gesellschaft. Ein Traupaar lässt durchblicken, dass ich Bezüge auf Bibel und Jesus möglichst vermeiden soll in ihrem Hochzeitsgottesdienst. Eine Bestattungsfeier muss ohne Bezug auf eine höhere Macht auskommen, wie das Leben des Verstorbenen selbst; ich schätze diese Ehrlichkeit, gleichzeitig möchte ich als Pfarrerin aus dem schöpfen können, was mir selber Quelle von Hoffnung, Kraft und Trost ist. Nur für eine schwindend kleine Minderheit ist der Sonntagsgottesdienst ein wichtiger Bestandteil des

Lebens; ich gehöre bisher selber auch nicht dazu. Ein Pfarrer brachte die Situation kurz vor seiner Pensionierung so auf den Punkt: «Heute in unserer Gesellschaft Pfarrer zu sein, ist wie Velofahren mit ständigem Gegenwind. Selbst wenn du leidenschaftlich gern Velo fährst, hast du mit der Zeit genug.»

SIE SIND VERWÖHNT!

Wie wohltuend empfand ich es in Kamerun und in Nigeria, als dieser beständige Legitimationszwang von mir wich. Buchstäblich alle sind religiös; nicht der religiöse Mensch muss sich gesellschaftlich rechtfertigen, sondern der nicht religiöse. Die unzähligen Kirchen sind voll am Sonntag. Freude und Gemeinschaft, von denen ich auch in unseren Gottesdiensten oft reden hörte, waren für mich erstmals erlebbar: Nie werde ich vergessen, wie die kamerunischen Frauen sich im Ostergottesdienst die Freude über die Auferstehung aus dem Leib tanzten. Die Bibel ist für viele Kirchenmitglieder ein durch und durch vertrautes Trostbuch, in dem sie auch zuhause lesen. Das Leben der Pfarrerin ist anstrengend, da sie oftmals rund um die Uhr von ihrer Gemeinde in Anspruch genommen wird – aber bleibt ihr damit nicht vielleicht weniger Zeit für die zermürbende Frage, ob und wofür es sie wirklich braucht? Sie ist verwöhnt!

EPILOG

Gemerkt? Ich habe ständig verglichen in diesem Artikel: Die äusseren Arbeitsbedingungen von Pfarrerinnen in der Schweiz und in Westafrika und sogar ihre mutmassliche unterschiedliche innere Befindlichkeit. Dabei begleitete mich das ungute Gefühl, in Stereotypen und Klischees zu verfallen; vermutlich hat sich auch die eine oder andere Leserin darüber aufgeregt! Nun, das Vergleichen gehört zum Wort «verwöhnt»; vielleicht sollten wir uns dieses daher besser abgewöhnen. Denn: «Il ne faut pas comparer!» Obwohl ich den Kontakt zu meiner bulgarischen Freundin schon lange verloren habe, hat mich ihre schlichte Weisheit bei all meinen bisherigen Gehversuchen auf interkulturellem Gelände begleitet. Natürlich ist es eine Illusion, sich anderen Realitäten gänzlich unvoreingenommen, ohne zu vergleichen, ohne Bezugnahme auf den eigenen Kontext, annähern zu können. Aber wenn ich mich im Vergleichen verheddere und dabei meinen eigenen oder den fremden Kontext zu reduzieren drohe, holt mich Borianas Mahnung sanft aber bestimmt in den jeweiligen Kontext meines Lebens und Wirkens zurück. ■

Esther Imhof, Dr. theol. des., Leiterin des Zentrums für Migrationskirchen in Zürich, lebt mit ihrer Familie in Uster.



WELLNESS UND WELLBEING

Wir freuen uns, Sie verwöhnen zu dürfen

Claudia Mennen

Mein Blick in die einschlägigen Wellness-Gazetten und Hochglanzprospekte zeigt eindeutig: Das Wort «verwöhnen» gehört zu den Lieblings-Termini technici aller ambitionierten Marketingtexter.
Eine Kostprobe gefällig?

VERWÖHN-DICH-GEQUATSCH

«Mit dem Schloss Vital Hotel haben wir im sonnigen Bad Mussenheim eine Oase der Ruhe geschaffen, in der jeder Gast nach seinen Vorstellungen entspannen und sich verwöhnen lassen kann.»

«Geniessen Sie nach einem wohltuenden Dampfbad ein reinigendes Ganzkörper-Meersalzpeeling. Anschliessend verwöhnen wir Sie mit einer La Stone Rückenbehandlung mit heissen und kalten Steinen.»

«Massagen, kosmetische Anwendungen, Wellnesspakete für Sie und Ihn – unser Verwöhnprogramm für Körper, Geist & Seele lässt keine Wünsche offen!»

Beim Lesen spüre ich gleich, wie sehr ich das jetzt nötig hätte. Verwöhnt werden mit Ölmassage, Meersalzpeeling und allem drum und dran.

Stattdessen sitze ich in meinem Büro und friere mir beim Schreiben dieses Artikels nicht nur die Finger ab. Warum gönne ich mir nicht ein bisschen Wellness? Ich könnte meine ganze political-correctness zum Teufel scheren. Auch meine sophisticated Überlegenheit, die mir sagt, dass ich diesen peinlichen, ethisch total bedenklichen Trend sicher nicht mitmache!

«Tauchen Sie ein in unsere Oase der Schönheit. Wir verwöhnen Sie im Urlaub von Kopf bis Fuss.» Die Achse des Blöden! Jawohl! Ist ja auch an Schaltheit

und Trivialität wirklich nicht zu überbieten, oder?

DAMIT DIE FÜLLE DES SEINS AUFRAUSCHT

Was ist denn das Gegenteil von Verwöhnen? Askese? Schon Thomas von Aquin kannte keinen Wert der Askese an sich. Askese war für ihn wichtig, damit die Menschen wieder die «Fülle des Seins aufrauschen hören können». Also kein Fasten, kein Bussgürtel, kein kleinliches Kalorienzählen und Lohn für herausragende Leistung als Wert an sich. Vielleicht ist Wellbeing das Gegenteil von verwöhnen? Wellbeing – das gute Leben in seiner Verlaufsform. Jeden Tag Streicheleinheiten, nicht nur für die Kinder und den Hund, auch für mich! Die Transaktionsanalyse weiss um den Wert der «strokes». Sie sagt, wir würden in einer Stroke-Ökonomie leben, die positive Streicheleinheiten künstlich verknappe. Diese Verknappung führe dazu, dass wir manipulierbar würden. Dabei stehen die strokes unbegrenzt zur Verfügung: in mannigfachen materiellen wie immateriellen Formen von Anerkennung, Respekt und Dank. Wir könnten grosszügiger sein und einander so richtig verwöhnen!

ICH BIN LEIB UND SEELE

Karlfried Graf Dürckheim unterschied den Leib, den ich habe, vom Leib, der ich bin. Der Leib, den ich habe, soll zunächst einmal funktionieren, strapazier- und leistungsfähig sein. Der Leib, der ich bin, ist der Leib, in dem ich mich unverwechselbar ausdrücke, in dem ich mich von innen her empfinde. Er ist der Ausdruck meiner Seele

als innerer Einheitsgrund. Bildungsprogramme katholischer und evangelischer Bildungshäuser sprechen statt von verwöhnen von «Zuwendung zu sich selbst». Sie wollen «dem Leib Gutes tun, damit die Seele Lust hat, darin zu wohnen» (Teresa von Avila). Dazu gehören Abschalten, Loslassen, Langsamer werden. Sie bieten spirituelle Wege an, die anerkennen, dass wir einen beseelten Leib bewohnen. Ihn zu würdigen bedeutet zuerst, achtsam im Körper und für den Körper zu sein. Ihn anzunehmen, sich darin wohl zu fühlen, ihn zu lieben.

Mich lieben in meiner Leiblichkeit ... das klingt gut und – anspruchsvoll. Das klingt nach «all inclusive». Mich in einem beseelten, lebendigen Körper wahrnehmen und andere auch. Mir und anderen Gutes tun. Mich versöhnen mit meinen Makeln. Grosszügig sein und ein bisschen schön sein – innerlich und äusserlich. Und mich ab und zu auch verwöhnen (lassen) – so wie Erdbeeren im Winter.

Claudia Mennen, Leiterin Bildung und Propstei Wislikofen, verwöhnt sich und andere gerne mit Bibliodramaspielen.



MIR MANGELT NICHTS

Von Gottes Fülle und Fehlen

Jacqueline Sonogo Mettner

Verwöhnt werden heisst häufig, etwas bekommen, was nicht sein müsste; etwas, was nicht nötig wäre und unverdient ist. Es ist wunderbar, ab und zu verwöhnt zu werden, weil es zeigt, dass wir jemandem über das gewohnte und uns zustehende Mass hinaus lieb und wert sind. Das tut gut. In diesem Sinn ist wohl auch Gott ein verwöhnender Gott, weil sie über das Überlebensnotwendige hinaus die Gewissheit gibt, geliebt und gewollt zu sein. Verwöhnt hat aber auch den negativen Beigeschmack von «verzogen». Dann wird das Übermass des Gegebenen nicht mehr erkannt, sondern es wird einfach für normal und einem zustehend gehalten, von allem stets das Beste, Teuerste, Modischste oder Aussergewöhnlichste zu erhalten. So wird aus der Dankbar-

keit eine Anspruchshaltung und aus der Freude die Langeweile.

GNADE AM MORGEN DES LEBENS

Ich zögere deshalb, von Gott als einer Verwöhnenden zu sprechen, sondern spreche von Gottes Fülle und Fehlen und von der menschlichen Resonanz darauf. «Mir mangelt nichts» – so bekennt im 23. Psalm ein Betender, welcher sehr wohl weiss, was es heisst, in Sorge zu sein um ausreichendes Wasser und genügend Weideplätze für die anvertrauten Tiere. Das Bekenntnis und Vertrauen zu Gott, der hier als Hirtin und vollumfänglich sorgender König beschrieben wird, lädt dazu ein, sich nicht vom erfahrenen Mangel und der Sorge um das Gelingen des Lebens und auch nicht von der Angst vor allen

möglichen Gefahren und Anfeindungen bestimmen zu lassen, sondern aus der Fülle Gottes heraus zu leben.

«Sättige uns am Morgen mit deiner Gnade» – so lautet die Bitte im 90. Psalm. Gerade angesichts der in diesem Psalm erinnerten Vergänglichkeit ist es nötig, von Anfang an, am Morgen des Lebens schon, aus der Fülle Gottes heraus zu leben und gesättigt zu werden mit ihrer Gnade. Denn das bedeutet, sich seiner Bedeutung gewiss zu sein, sich anerkannt zu wissen, wahrgenommen von einem gütigen, wohlwollenden Auge. Diese erfahrene und gewusste Fülle macht frei: Ich muss so nicht um Anerkennung buhlen; ich kann das tun, was ich für richtig halte. Jede Stunde, die wir aus der Angst heraus leben, ist vertan.

Natürlich vertue ich viele Stunden – aber ich will mich immer wieder daran erinnern, dass Gottes Gnade am Morgen meines Lebens da war und will mich davon bestimmen lassen. Besitzen oder rechtmässig in Anspruch nehmen kann ich diese Zugewandtheit zwar nicht, aber darauf vertrauen und darüber staunen.

EMPÖRENDER MANGEL

Erstaunlicherweise sind es gerade die so erfüllten Menschen, wie die biblischen Propheten und wie Jesus von Nazareth, welche den Mangel in der Welt in der grössten Schärfe wahrnehmen. Die Ausbeutung der Schwächsten, das Hineintreiben in die Verschuldung bis hin zur Versklavung, die voreingenommene und korrumpierte Rechtsprechung werden von Amos und Hosea, ebenso wie von Jesaja und Jeremia angeprangert. Jesus wird von Mitleid ergriffen, wenn er kranke Menschen sieht und empört sich, wenn diese gedemütigt werden, indem ihre Sehnsucht nach Heilung als weniger bedeutsam hingestellt wird als die Beachtung der Gebote des Sabbats. So beschrieben in der Erzählung von der Frau mit dem verkrümmten Rücken, Lk 13,10–17 und vielen anderen Heilungsgeschichten. Empört zeigt sich Jesus auch über die Händler im Tempel. Sie machen aus dem Kostbarsten

der Menschen, nämlich ihrem Suchen und Fragen nach dem Geheimnis und der Tiefe des Lebens, nach dem, was sie selber als Menschen ausmacht und sie zum Leuchten bringt, ein Geschäft. Sie verstopfen die sich öffnenden Poren der Seele und tun so, als ginge es bei der Begegnung mit dem Heiligen um das Erledigen einer Posteinzahlung. Der Tempel ist aber als ein Bethaus gebaut. Im Beten kann sich der menschliche Mangel als ein solcher überhaupt erst zeigen und sich artikulieren und nur so, indem wir uns als ein Mängelwesen erkennen, fangen Wachstum und Fülle, Wachheit für das Leben, Einsicht in unsere Verantwortung und Kraft überhaupt erst an.

GOTT LEIDET MANGEL

Das vielleicht Wunderbarste im christlichen Glauben zeigt sich darin, dass Gläubige nicht nur wacher werden für den Mangel, den sie wahrnehmen und mit ihren Kräften bekämpfen können, sondern dass sich Gott selber zeigt als einer, der Mangel leidet. Sie friert als Neugeborenes in einer elenden Unterkunft, muss als Kind schon fliehen vor der Willkür eines gewalttätigen Herrschers, weint als Verzweifelter, der sich von Gott aufgegeben glaubt in Getsemane, wird gedemütigt und gefoltert und stirbt einen elenden Tod am schlimmsten römischen Folterins-

trument. Indem sich Gott ganz mit den Mangel Leidenden identifiziert, gibt er sich ganz in unsere Hände. Es liegt an uns, dem Mangel mit Fülle zu begegnen, wie es in der Szene des Weltgerichts (Mt 25) beschrieben wird. Und doch haben wir den unermesslichen Trost, im eigenen Mangel von einem getragen zu sein, dem kein Mangel unvertraut ist.

FEINDLICHER GOTT

Nun lege ich mir das alles vielleicht etwas allzu glatt zurecht. Das Buch Hiob stört mich auf. Da erscheint Gott nun nicht als derjenige, der das Leid von Gequälten und Entrechteten sieht und Menschen beruft, dagegen anzugehen wie in der Exodus-Geschichte und auch nicht als diejenige, die das Leiden selber auf sich nimmt und damit Wege von Heil und Heilwerden eröffnet wie in der Passions-Geschichte. Hier wird Gott gezeigt als einer, welcher ursächlich am Unheil, das einen Gerechten trifft, beteiligt ist. Es ist der völlig unverständliche, nach menschlichem Ermessen ungerichte Gott, der Hiob schlägt. «Meinen Weg hat er versperrt, ich kann nicht weiter, und Finsternis legt er auf meine Pfade. Ganz und gar hat er mich zerbrochen, und ich fahre dahin, und meine Hoffnung hat er ausgerissen wie einen Baum. Und seinen Zorn liess er gegen mich entbrennen und behandelte mich wie seinen Feind.» (Hiob 19,8.10.11).

VOM UNVERSTÄNDLICHEN GEPLAGT

Die Freunde, die kommen, um ihn zu trösten, versuchen Akzeptanz zu schaffen, indem sie das Unheil, das Hiob trifft, als gerechtes Handeln Gottes verstehen wollen. Hiob habe sich gegen Gottes Gebote vergangen und so treffe ihn nun das, was jeden Frevler nach Gottes rechtem Ratschluss treffe. Diese Sicht würde zwar eine gewisse Logik und Verständlichkeit bringen, obschon sich immer noch die Frage der Verhältnismässigkeit stellt. Doch Hiob stellt sich vehement gegen diese Sicht, weil sie schlicht nicht wahr ist. Und bei der Wahrheit und Wahrhaftigkeit will Hiob bleiben, gerade vor, mit und gegen Gott. Er weiss sich unschuldig und ist überzeugt davon, in einem Rechtsstreit gegen Gott im Recht zu sein. Er ist sich zwar bewusst, dass er bisher in seinem Leben mit unverdientem Reich-



tum «verwöhnt» gewesen war, aber damit wird der plötzlich Verlust nicht zur gerechten Sache. Seine Frau rät zu einer noch radikaleren Kur, um der Plage durch das Unverständliche zu entkommen. «Verwirf Gott. Hör auf, gross und gut von ihm zu denken. Segne ihn nicht länger durch deinen Anspruch, er hätte etwas mit Recht und Gerechtigkeit zu tun, sondern verfluche ihn, mindere deine Erwartung an ihn, sieh ein, dass von ihm nichts zu erwarten ist; wende dich ab und stirb; wenn nicht getragen von ihm so doch wenigstens in Ruhe vor ihm.» So paraphrasiere ich den biblischen Text, der ihr in den Mund gelegt wurde: «Willst Du auch jetzt noch schuldlos bleiben? Lästere Gott und stirb!» (Hiob 2,9).

FESTHALTEN AN GOTT UND AM MENSCHEN

In der wissenschaftlichen Forschung zu Hiob wird die sogenannte Rahmengeschichte, in welcher dieses Gespräch Hiobs mit seiner Frau angesiedelt ist, vom «eentlichen» Hiob mit seinen Reden und derjenigen der Freunde und schliesslich Gottes unterschieden. In meinen Augen ist durch die Redaktion der biblischen Verfasser, welche beide Teile miteinander verknüpft haben, eine wenn auch widersprüchliche, so doch sinnvolle Einheit geschaffen worden. Und so sehe ich im Ratschlag seiner Frau eine durchaus ernst zu nehmende Option, welche für Hiob zwar keine war, aber heute von ziemlich vielen Menschen ohne aktive Auseinandersetzung und Entscheidung praktiziert wird: Gott wird schlicht für irrelevant gehalten. Leid und Freud werden ohne ihn wahrgenommen und verarbeitet. Dagegen hält Hiob an Gott fest, auch gegen Gott. Er weigert sich, sich selbst oder Gott zu erniedrigen. Er sieht sich selbst nicht als Wurm und Gott nicht als Despotin. Indem er an Gott festhält als einem Segnenden und Zugewandten und somit im Grunde an einem Gott der Fülle, hält er auch an sich selbst fest als einem Menschen, welcher der Rede wert ist. Das Buch Hiob sprengt alle Modellvorstellungen von Gott, und doch bringt es mich dazu, weiter diesen Gott als entscheidendes und «erhebendes» Vis à vis meines Lebens zu sehen.

ÜBERRASCHENDE FÜLLE

Zum Schluss des Buches Hiob zeigt sich dann doch wieder Gott auf eine

sehr überraschende Weise in ihrer Fülle. Nachdem Gott die Erklärungsversuche der Freunde als unwahrhaftig, unangemessen und damit als ideologisch gerügt und dagegen die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit im Reden und Streiten Hiobs gelobt hat, erhält Hiob doppelt so viel als er vor seinem Unglück gehabt hat. Es ist spannend, was das konkret bedeutet. Zunächst gehört zu dieser neuen Fülle, dass Hiob von allen seinen Brüdern und Schwestern, die hier ausdrücklich genannt werden, und von allen seinen früheren Bekannten besucht wird und diese ihm ihre Teilnahme bekunden über das Unglück, das ihn erreicht hatte. Wiederherstellung bedeutet somit nicht, so zu tun, als wäre nichts verloren gegangen. Die Trauer über die verlorenen Kinder bleibt. Zur neu erfahrenen Fülle im Leben Hiobs gehört, dass diese seine Trauer wahrgenommen und geteilt wird. In einem nächsten Schritt verdoppelt sich der materielle Reichtum Hiobs. Doppelt so viele Schafe, Kamele, Rinder und Eselinnen nennt er nun sein eigen. Bei den Kindern hingegen zeigt sich die Doppelung und Fülle anders und lässt mein feministisches Herz höher schlagen: Wie vorher bekommt er nun wieder sieben Söhne, neu hinzu aber kommen drei Töchter, welche mit Namen genannt werden, was sonst nur selten geschieht in der Bibel. Und diese Töchter bekommen Erbesitz wie ihre Brüder. Die Fülle von Gott her zeigt sich also als Gleichstellung von Mann und Frau.

KEREN-HAPPUCH

Bei der weiteren Deutung geraten wir ins Spekulative. Warum sind es nicht sieben Töchter, sondern nur drei? Ist es ihre unermesslich grosse Schönheit, von der ausdrücklich gesprochen wird, welche sie gleich wertvoll macht wie die sieben Brüder? Die Namensgebung lässt darauf schliessen: Jemima, Täubchen heisst die Erste; Kezia, Wohlgeruch, die Zweite; und Keren-Happuch, Schminkdöschen, die Dritte. Muss hier mein feministisches Herz wieder betrübt werden? Beschränkt sich selbst hier, in der grössten biblisch beschriebenen Fülle, die Rolle der Frauen darauf, ein «Schmuckstück» zu sein in der patriarchalen Welt? Dagegen spricht ihre Einsetzung als vollwertig Erbberechtigte. Darum neige ich zur Deutung, dass hier auf die Schönheit als Zeichen menschlicher

Würde verwiesen wird. Wenn heute in den Slums indischer Megastädte die Schönheitssalons boomen, zeigen die Frauen ihr Selbstverständnis als Menschen, welche mehr sind als Unterworfenen. Sie stehen mitten in einem oft unbarmherzigen und brutalen Kampf ums tägliche Überleben, aber sie weigern sich, sich selbst als Ausgelieferte zu sehen. Mit der Pflege ihrer Schönheit stärken sie sich in ihrem Wissen, dass sie als Menschen unverzweckte und freie Wesen sind und dass sich das wenigstens teilweise in ihrem Leben zeigen kann. Die Töchter Hiobs sehe ich als Patinnen dieser Haltung.

FÜLLE ÜBER FÜLLE

Die schönste Geschichte der menschlichen Entsprechung zur Fülle Gottes ist die Geschichte der Frau in Bethanien, die Jesus salbt. (Mk 14, 3-9) «Wo immer in der ganzen Welt das Evangelium verkündigt wird, da wird auch erzählt werden, was sie getan hat, zu ihrem Gedächtnis.», schliesst diese erstaunliche Erzählung. Die Frau giesst ein Öl im Wert eines Jahreslohns über das Haupt Jesu. Die Entrüstung der Jünger ist verständlich, denn sie denken an die vielen guten Taten, welche dieses Geld ermöglicht hätte. Jesus aber würdigt ihre Tat als eine «schöne Tat.» Er erkennt, dass diese Frau die Stunde erkannt hat, wo es nötig war, auf die Fülle Gottes mit der ganzen möglichen Fülle eines Menschen zu antworten. Sie kennzeichnet ihn mit der prophetischen Tat der Salbung als den Messias, und sie tut dies ausgerechnet dann, als sich der Weg Jesu als ein Weg des Scheiterns in einem schändlichen Tod abzeichnet. So ganz, wie sich Gott in das Leiden gibt, so ganz stellt sie diesem Leiden die «schöne Tat» entgegen. Sie nimmt damit die Hoffnung vorweg, welche sich den Jüngern und Jüngerinnen erst später eröffnet, dass die Liebe Gottes stärker ist als der Tod. Frömmigkeit zeigt sich so als Leben aus der Fülle und als Fähigkeit, der Fülle von Liebe und Schönheit Raum zu geben, dem Mangel zum Trotz. ■

Jacqueline Sonogo Mettner ist Theologin und evangelisch-reformierte Pfarrerin in Meilen ZH, FAMA-Redaktorin und Familienfrau.

KUCHEN, PAMPERS, FRÜHLINGSGRÜN

Entdeckungen im Herkunftswörterbuch

Simone Rudiger

Zwischen den Buchdeckeln etymologischer Wörterbücher warten viele überraschende Zusammenhänge über die Herkunft der Wörter und die Entwicklung der Sprache. Anhand des deutschen «verwöhnt» und einiger französischer und englischer Übersetzungsvarianten habe ich ein wenig nachgeforscht und Erstaunliches wie Vergnügliches zu Tage gefördert.

KOHL UND BEZIEHUNGEN: PFLEGEINTENSIV

Kohl, so lasse ich mir sagen, ist ein anspruchsvolles Gewächs. Er braucht viel Nährstoffe und ist ein so genannter Starkzehrer. Wer schönen Kohl ernten will, darf den ziemlich grossen Pflegeaufwand nicht scheuen: Der Boden will gut mit Kompost oder Mist vorbereitet sein. Humusreich soll die Erde sein, und immer wieder muss Nährstoff zugeführt und der Boden regelmässig gelockert werden. Zudem braucht Kohl viel Platz. Es ist nicht ganz klar, wieso die/der Geliebte zärtlich *chouchou* genannt wird, ein Zusammenhang zwischen der intensiven Pflege der Kohlpflanze und einer Liebesbeziehung ist aber leicht herzustellen. Als gesichert gilt, dass eineR die/der *fait ses choux gras*, also fette Kohlköpfe erntet, mit Erfolg verwöhnt ist. *Choueter* ist denn auch die verkleinerte Form von *chouer*, was wiederum die nicht mehr gebräuchliche Form von *choyer* (sorgsam pflegen/verhätscheln) ist.

GENUSS UND VERDERBEN

Aller Kohl in Ehren, aber um mich zu verwöhnen bevorzuge ich ein Stück *gâteau* (Kuchen), bevor dieser trocken und ungeniessbar wird. – Denn Genuss

und Verderben liegen nah beieinander. Dass ein verwöhnter Mensch nicht weit davon entfernt ist, einen verdorbenen Charakter zu haben, kann nicht nur nahe liegend erscheinen, sondern steckt in der Wortbedeutung selbst. Im Deutschen hat *verwöhnt* bloss einen pejorativen Beigeschmack. Im Französischen und Englischen aber sind die gebräuchlichsten Verben doppeldeutig: *Gâter* beziehungsweise *to spoil* bedeuten verwöhnen und verderben zugleich. *Un chou gâté* ist nicht nur ein verzogener, sondern ein verdorbener Kohlkopf, und der *papa gâteau* ist ein Vater, der seine Kinder verwöhnt.

ZUVIEL DES GUTEN

Im Deutschen beginnt das Verderben ganz früh, an der Mutterbrust bereits: *Gewöhnen* bedeutet ursprünglich «säugen», gleichzeitig aber auch «an andere Nahrung als an Muttermilch gewöhnen». *Verwöhnt* ist jemand also, wenn sie/er noch nicht *entwöhnt* ist und zu viel der guten Muttermilch bekommen hat – ein *Wonnepoppen* – oder aber eineR, die oder der sich schlechte Ernährung- und andere Gewohnheiten zugelegt hat. Je nach Erziehungsvorstellungen wird die persönliche Deutung in die eine oder andere Richtung gehen.

Dass eineR zu viel des Guten bekommt, geschieht ganz leicht, wenigstens sprachlich. Denn jeder Mensch strebt nach *Wonne*, Lust und Freude (althochdt. *wunjo*) und möchte diese erlangen, wie die Tiere das Futter (*winja*) und besonders das Frühlingslaub (*vanas*) im *Wonnemonat* Mai.

Hat der Mensch sein Glück nun *gewonnen* und sich erst mit ihm vertraut

gemacht, sich also daran *gewöhnt*, und lebt *wonnic*, erscheint es ihm bald als *gewöhnlich*, alltäglich und gemein. Bereits ist er verwöhnt, will noch mehr davon – und schon ist die ganze einstige *Wonne* verdorben.

VERWÖHNEN PAMPERS KINDER FRÜHZEITIG?

Der Brei, nord- bzw. süddeutsch *Pamp(f)* oder baseldeutsch *d Bappe*, den das Kleinkind gerne isst, wird spätestens dann für die Betreuungspersonen unappetitlich, wenn das Baby *pampft* – sich nämlich damit vollstopft – oder, noch schlimmer, damit herum*pampt* oder *-bappt*. Sollte das Kind nicht mehr so klein sein und sich derlei Manieren noch nicht *abgewöhnt* haben, so wird es wohl als *pampig* bezeichnet. Weshalb es wohl zu solchen Phänomenen kommt, frage ich mich. Ob es am zunehmenden Gebrauch von Windeln der Marke Pampers liegt? Kann ja sein, dass damit nicht nur der kleine Popo verwöhnt, sondern gleich das ganze Kind verhätschelt wird. Es ist aber gerade so gut möglich, dass dieser Zusammenhang völlig an den Haaren herbei gezogen ist, und die Windeln zu ihrem Namen gekommen sind, weil *to pamper* ursprünglich überfüttern oder mästen bedeutet, und die besagten Höschen sehr viel vertragen, bevor sie überlaufen ... ■

Simone Rudiger, FAMA-Redaktorin, arbeitet als so genannte Pastoralassistentin in Sissach/BL und wohnt mit ihrer Familie in Basel.

WOLLEN SIE, DASS DIE FAMA KÜNFTIG LEER BLEIBT?

Verwöhnt sind wir nicht, darum brauchen wir dringend neue Abonnentinnen, Abonnenten, Gönnerinnen und Gönner – sonst überlebt die FAMA nur noch drei bis vier Jahre.

Sollte die Anzahl Abonnements unter 1000 sinken, steigen wieder die Posttaxen und belasten noch zusätzlich die ohnehin prekäre finanzielle Situation der FAMA. Geben Sie uns

daher bitte Namen von Freundinnen, Grossmutter, Nachbarn, Tochter, Bekannten und Bekannten von Bekannten, ... , denen wir eine Probe-FAMA schicken dürfen. Jedes neue Abo zählt!



BITTE PROBENUMMER DER FAMA SCHICKEN AN:

(1)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(2)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(3)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(4)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(5)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(6)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(7)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(8)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(9)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

(10)
Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:

EMPFEHLUNG VON:

Name, Vorname:
Adresse:
PLZ, Wohnort:
Telefon:
E-Mail:

TALON EINSENDEN AN:

Verein FAMA, Susanne Wick, Lochweidstr. 43, 9247 Henau
oder Angaben per E-Mail an: zeitschrift@fama.ch

LITERATUR UND FORUM

ZUM THEMA

Mit leichtem Gepäck

Gewöhn dich nicht
Du darfst dich nicht gewöhnen.
Eine Rose ist eine Rose.
Aber ein Heim
ist kein Heim.
Sag dem Schoßhund Gegenstand ab
der dich anwedelt
aus den Schaufenstern.
Er irrt. Du
riechst nicht nach Bleiben.

Ein Löffel ist besser als zwei.
Häng ihn dir um den Hals,
du darfst einen haben,
denn mit der Hand
schöpft sich das Heiße zu schwer.
Es liefe der Zucker dir durch die Finger,
wie der Trost,
wie der Wunsch,
an dem Tag
da er dein wird.

Du darfst einen Löffel haben,
eine Rose,
vielleicht ein Herz
und, vielleicht,
ein Grab.

Hilde Domin

BERICHTE

Zwanzig Jahre und ein bisschen weise

Die IG feministischer Theologinnen feierte Geburtstag
Die geschmückte Elisabethenkirche in Basel bot einen stilvollen Rahmen für das Jubiläumsfest der Interessengemeinschaft feministischer Theologinnen. Es gratulierte die Basler Regierungsrätin Dr. Eva Herzog und erinnerte an die weiteren Frauen-Jubiläen, die dieses Jahr gefeiert werden: 40 J. Frauenstimmrecht, 30 J. Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung, 15 J. Gleichstellungsgesetz. Dabei mischte sich Freude über das Erreichte mit Nachdenklichkeit, denn die Ziele sind bei allen Fortschritten noch längst nicht erreicht.
Auf die Anfänge wurde mit Stolz und Schmunzeln zurückgeblickt: War doch mancher Anfang von einem ideolo-

gischen Ernst geprägt, der heute nicht mehr ganz nachvollzogen werden kann. Auch im Jahr 2011 wird die IG leidenschaftlich und voller Tatendrang die Vernetzung unter den 200 Mitfrauen (nicht Mitgliedern!) fördern und politisch profiliert Stellung beziehen. Dazu ermutigten weitere Gratulantinnen: Dr. Doris Strahm, Pfrn. Sabine Scheuter und Prof. Dr. Angela Berlis. Bei aller Arbeit konnten beim Fest auch Leib und Seele sich am Apéroriche und an den biblisch-komischen Leckerbissen des Einfrautheaters von Bea von Malchus laben.

Sabine Scheuter

Weibliche Freiheit und Religion sind vereinbar

Manifest des Interreligiösen Think-Tanks

Der Interreligiöse Think-Tank mischt sich mit seinem Manifest in die feministischen Debatten um Religion und Frauenrechte ein.

Aus dem Manifest vom 18. Januar 2011: «Als religiöse und interreligiös engagierte Frauen sind wir überzeugt, dass Religion für ein gutes menschliches Zusammenleben auch in Zukunft wichtig sein wird. Da wir um die befreiende Wirkung und um die Wandelbarkeit des Religiösen über patriarchale Vereinnahmungen hinaus wissen, setzen wir uns für die Transformation der Religionen ein. Religion und weibliche Freiheit sind vereinbar. Doch es braucht eine Klärung, was wir unter Religion und was wir unter Feminismus verstehen.»

Ausserdem: Eine soeben veröffentlichte Studie des Think-Tanks befasst sich mit der religiösen **Gleichberechtigung und Leitungsfunktionen** von Frauen in Judentum, Christentum und Islam. Mehr zum Manifest und zur Studie unter: www.interrelthinktank.ch

VERANSTALTUNGEN

Die lange Nacht der FrauenGeschichten

Freitag, 27.05.2011, 19 bis 24 Uhr
Näheres unter www.romerohaus.ch;
Reservation erforderlich: 041 375 72 72
oder info@romerohaus.ch

«Frauen schaffen eine sichere Welt» (Women Creating a Safe World)

27. World YWCA Council

Der YWCA Frauenweltrat findet alle vier Jahre statt und ist die Legislative und das Führungsorgan des World YWCA-Frauenweltbundes. Vom 10. bis 16. Juli 2011 treffen sich im Zürcher Kongresshaus über 1000 Frauen aus 100 verschiedenen Ländern. Während des World YWCA Council werden Workshops und Schulungen zu den Arbeitsschwerpunkten angeboten. Das Wochenprogramm umfasst auch zwei Vor-Treffen sowie den 4. Internationalen Frauengipfel vom 12./13. Juli. Diese öffentliche Konferenz gilt zentralen Themen für das Leben von Frauen wie Gewalt, HIV/Aids, Frieden durch Gerechtigkeit, Gesundheit und diessexuellen und reproduktiven Rechte.

Infos und Anmeldung:
www.women2011.ch

Texte unter Verdacht

Frauenwochenende des feministischen Theologinnenforums

26.–28. August 2011 in Escholzmatt
Texte können ihre Leserinnen ganz schön um den Finger wickeln ... ! Es gibt unzählige Textstrategien, die Aufmerksamkeit und Sympathie der Lesenden zu lenken und ihre Wahrnehmung nachhaltig zu beeinflussen. Am feministisch-theologischen Wochenende wollen wir Texten aus den Geschichten um Rahel und Lea und ihrer Familie (Gen 24-38) auf die Schliche kommen, indem wir ihre Erzählstrategien untersuchen.

Infos und Flyer: moni.egger@fama.ch

Wert-Schöpfung

5. Schweizerische Frauensynode in Zürich

Die FAMA-Redaktorinnen freuen sich, ihren Leserinnen am 21. Mai wieder einmal zu begegnen!

HINWEIS

Am 21. April ist Catharina Halkes in ihrem 91. Lebensjahr gestorben. Wir trauern um eine grossartige feministische Vordenkerin!

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

REDAKTIONSTEAM:

Béatrice Bowald, Kriens
Moni Egger, Thalwil
Esther Kobel, Basel
Tania Oldenhage, Glattbrugg
Simone Rudiger, Basel
Jacqueline Sonogo Mettner, Meilen
Christine Stark, Zürich
Ursula Vock, Möriken

ADMINISTRATIONS- UND REDAKTIONSADRESSE:

Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

LAYOUT:

Stefanie Süess, Zürich

DRUCK:

Gegendruck GmbH, Luzern

ABONNEMENT:

Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 26.–
Einzelnummern: Fr. 9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

FAMA 2/11

EDITORIAL	2
VERWÖHNT – GESEGNET – DANKBAR Theologinnen aus drei Generationen erzählen	3
VERWÖHNBEGEGNUNGEN Irma Graf Sein und Schein und neue Werte	6
ASCHENPUTTEL UND JOSEF Julia Schöll Von weiblichen und männlichen Aufstiegschancen	8
WIR ODER SIE? Esther Imhof Verwöhntsein in verschiedenen kirchlichen Kontexten	10
WELLNESS UND WELLBEING Claudia Mennen Wir freuen uns, Sie verwöhnen zu dürfen	12
MIR MANGELT NICHTS Jacqueline Sonogo Mettner Von Gottes Fülle und Fehlen	13
KUCHEN, PAMPERS, FRÜHLINGSGRÜN Simone Rudiger Entdeckungen im Herkunftswörterbuch.....	16
LITERATUR UND FORUM	19

BILDNACHWEIS

Inspiriert vom Gedicht auf S. 19 hat Moni Egger für diese Nummer fotografiert.

IN EIGENER SACHE

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

VORSCHAU

Das Thema der nächsten Nummer lautet: **Schuld und Vergebung**

Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

AZB 9247 HENAU